

ZWEITES KAPITEL – Gerda, ein Engel im Umkehrschub

Die Dominanz meiner Frau kam schleichend. Im Mai 1959 lernte ich Gerda während eines Konzertes im Münchner Herkulesaal kennen. Sie saß zufällig auf dem Platz neben mir. Eine Laune des Schicksals. Die Karte für das Mozart-Requiem hatte mir mein Studienfreund Hans-Harry Schneider geschenkt. Das Leben sei traurig genug, hatte er gemeint und mir die teure Karte in der Mensa in die Hand gedrückt. Einfach so. Hans-Harry konnte es sich leisten. Ich nicht.

Gerdas Anblick verzückte mich. Ihre Ähnlichkeit mit der Bardot war verblüffend. Damals dankte ich der glücklichen Fügung, die mich neben dieses Prachtweib gesetzt hatte. Heute wünschte ich, ich hätte einige Reihen hinter Gerda gesessen. Zunächst tat sie, als bemerke sie meine Blicke nicht. Erst beim *Lacrimosa* wandte sie mir den Kopf zu und lächelte. Ich sah die Augen eines Engels.

Von da an trafen wir uns regelmäßig. Fast ein Jahr lang ging das so. Wir waren sehr verliebt, turtelten wie die Täubchen und es schien, als reiche die frisch gelegte Glut für ein ganzes Leben. Meine Freunde – damals hatte ich noch welche –, spöttelten zwar, ich würde auf die hübsche Blondine nur deshalb abfahren, weil sie umwerfend aussah. Sie nannten sie flotte Kirsche, rassige Braut, steiler Zahn – Modesprüche, die ich locker wegsteckte. Ich wusste, dass Gerda mehr zu bieten hatte, als blondes lockiges Haar, gertenschlanke Beine, pralle Brüste und einen sexy Po. Sie hatte die kaufmännische Lehre in der Handelsschule mit besten Noten absolviert. Sie war belesen, kunstverständlich, musikinteressiert, sprach hervorragend englisch und ganz akzeptabel italienisch. Mit Gerda konnte ich mich in jeder Gesellschaft blicken lassen, ohne befürchten zu müssen, mich zu blamieren, wenn sie den Mund auftrat.

Ehrlich gesagt, mit einer Frau unter diesem Niveau hätte ich mich gar nicht eingelassen. Wahrscheinlich verdankte ich diese abgehobene Einstellung zu einem gewissen Teil auch Hans-Harrys Charakter prägender Einflussnahme. Unzählige Male sind wir gemeinsam durch die Münchner Biergärten gezogen. Hans-Harry bereitete es einen Heidenspaß, über das anwesende Publikum herzuziehen.

„Martin, sieh mal da hinten die beiden Brünetten, die glotzen andauernd zu uns rüber. No Ladys, keine Chance! Viel Haar auf wenig Hirn!“ Oder: „Martin, schau mal das Pärchen dort zwei Tische weiter. Ein Jammer, wieder ein Professor, der seine Putzfrau geheiratet hat.“

Dann huschte ein Grinsen über sein rundes, von fuchsroten Locken umsäumtes Gesicht und seine katzengrünen Augen strahlten. Damals hatte Hans-Harry etliche Pfunde zu viel auf dem Leib. Ich wusste, wie sehr er unter

seiner Mopsfigur litt und mich um mein akzeptables Äußeres beneidete. Während ich von Freundin zu Freundin wanderte, hatte er im letzten Semester noch immer keinen Treffer beim weiblichen Geschlecht gelandet. Doch er hat sich deshalb nie in Selbstmitleid getaucht. Nach jedem gescheiterten Annäherungsversuch baute er sich wieder auf, anstatt in Depressionen zu versinken, das Studium zu schmeißen oder zur Schnapsflasche zu greifen. Manche Männer brauchen lange, bis sie sich aus ihren pubertären Rudimenten herauschälen. Als ich Hans-Harry während des veterinärmedizinischen Studiums kennenlernte, befand er sich sozusagen im Rohguss seines späteren Ichs. Er war das liebenswerte Ekel, dem man fast alles verzeiht. Nicht, dass ich mich am Biertisch vor Lachen ausgeschüttet hätte über seine lebensweisen Sprüche – je größer das Gebell, desto harmloser der Hund. Doch seine Spötteleien über Frauen bewirkten bei mir, dass ich die Messlatte für meine Zukünftige um einige Sprossen höher anlegte. Die kaufmännische Angestellte Gerda Hegewald reichte an diese Höhe problemlos heran.

Wir verbrachten einen glücklichen Sommer miteinander. Ich war stolz auf meine weibliche Eroberung und bis über beide Ohren in Gerda verliebt. Ich zweifelte nicht daran, dass diese Liebe stetig wachsen und in einer gemeinsamen glücklichen Zukunft mit mindestens zwei Kindern münden würde.

Doch dann kam der Herbst. Durch die Straßen Münchens fegten die ersten kalten Stürme, Dauerregen im Gefolge. Binahe gleichlaufend mit dem Wetterumschwung vollzog sich in Gerdas Verhalten ein sonderbarer Wandel. Es war, als hätte sie von einem Tag auf den anderen ihr fröhliches Wesen an eine nicht zu diagnostizierende Krankheit verloren, die sich in einer permanenten Nörgelei äußerte.

Als frisch gebackener Veterinärmediziner hatte ich mich erst kürzlich gegen drei Mitbewerber durchgesetzt und die Assistentenstelle in der Münchner Kleintierpraxis Dr. Heinz-Heribert Müller angetreten. Vom ersten Tag an war ich mit Feuereifer bei der Arbeit. An den Wochenenden, die ich jetzt ausnahmslos mit Gerda verbrachte, gab es für mich kaum noch ein anderes Thema, als meine Arbeit. Wenn ich Gerda von den Tieren, die ich behandeln durfte, berichtete, glühte ich vor Begeisterung. Ja, ich war stolz auf meine ersten beruflichen Erfolge und glaubte, Gerda wäre stolz auf mich.

Sie jedoch stellte mit wachsendem Unbehagen fest, dass ich, obwohl ich sie keinesfalls vernachlässigte, im Begriff war, die Prioritäten in meinem Leben neu zu setzen. Mein Beruf nahm plötzlich einen höheren Stellenwert ein. Privates rückte in die zweite Reihe. Doch das war nicht, was Gerda von mir erwartete. Sie wollte den vermeintlichen Konkurrenten nicht akzeptieren, sich nicht damit abfinden, dass sie nicht mehr der alleinige Mittelpunkt all dessen war, was ich tat und dachte und was in wachsendem Maße mein Leben bestimmte.

Gerda schmolte und gab mir in den folgenden Wochen wiederholt Anlass, eine feste Bindung zu überdenken. Doch verliebt wie ich war, ignorierte ich die Warnsignale, wähnte mich großherzig, wenn ich über das seltsame Verhalten meiner Freundin hinweg sah, erzwang Harmonie durch Nachsicht.

Heute weiß ich, dass ich die Trennung scheute. Ich hatte Angst vor dem harten Schnitt. Angst vor dem Abschied. Ich ertrage keine Trennungen, keine Abschiede, und geschehen sie mir, leide ich darunter wie ein Hund. Es schmerzt mich körperlich, von einem vertrauten Menschen verlassen zu werden. Andere Leute leiden an Verfolgungswahn, an Höhen- oder Platzangst. Ich leide unter unsäglichen Trennungsängsten, von Kind an. Gerda hat nie davon erfahren. Ich war immer darauf aus, den mauerstarken, ihr Sicherheit bietenden Mann abzugeben, zu dem sie aufblicken konnte. Mir lag viel daran, ihre Achtung nicht zu verlieren, nicht zu sinken in ihrer Gunst. Mit einem reinigenden Gewitter hätte ich das damals vielleicht erreichen können. Doch statt der klärenden Worte hielt ich an meiner Verliebtheit fest wie der Blinde am Stock und zimmerte so das Parkett, auf dem Gerda rasch lernte, sich frei zu bewegen.

Ich vermute, sie hat damals ihren Aktionsradius abgesteckt und ausgelotet, wie weit sie in mein Bewusstsein vordringen kann, um dort ihren Willen dauerhaft zu positionieren.

Gelegentlich ließ sie durchblicken, wie schick sie es fände, einmal die Gattin eines Akademikers zu sein. Offenbar assoziierte sie damit ein leichtes Leben, die Limousine vor der herrschaftlichen Villa in bester Münchner Lage, das türkische Dienstmädchen für die Hausarbeit, die schmuckgefüllten Schubladen und Schränke voller Kleider. Doch mehr noch als der materielle Wohlstand und das sorgenfreie Leben lockte Gerda die gehobene soziale Stellung, die ihr der künftige Ehegatte verschaffen und ihr damit den Weg in die „besseren“ Kreise der Gesellschaft ebnen würde. Lebensunerfahren wie sie damals war, zweifelte sie wohl nicht daran, dass es genau so kommen würde.

Mein bescheiden möbliertes Junggesellendomizil unter dem Dach eines sanierungsbedürftigen Mietshauses in der Hohenzollernstraße war für derartige Wohlstandsvisionen wenig förderlich. Gerdas Ernüchterung glich einem Erdbeben, als sie zum ersten Mal über die durchgetretene Holzschwelle schritt und verächtlich die winzige Kochnische beäugte, die ein bunt bedruckter Vorhang aus Wachstuch vom Wohnbereich trennte. Im Schlafzimmer konnte sie sich kaum drehen zwischen dem wackligen, vom Vorgänger übernommenen Metallbett und dem Monster von einem Kleiderschrank, dessen rechte Tür beim Öffnen an die Bettkante stieß und deshalb mit einer hässlichen tiefen Schramme versehen war.

Geradezu bleich wurde meine Angebetete, als sie neben der Eingangstür den Sanitärbereich in Augenschein nahm. Er bestand aus einem Waschbecken,

einem Toilettenbecken und einer extrem schmalen Duschkabine. Die altersschwache Heizung tat es schon lange nicht mehr. Den Elektroofen wagte ich nur bei Minusgraden anzuwerfen. Auf eigene Gefahr.

Gerda brauchte Tage, bis sie die herbe Enttäuschung verdaut und sich einigermaßen auf den Mangel an Komfort eingestellt hatte. Und eben der war dann auch ein Grund, weshalb wir uns ein Jahr lang vornehmlich in Restaurants, Cafés, Parks und Gärten trafen oder am Wochenende gemeinsam ins Umland fuhren und gegen jede Vernunft in Hotels übernachteten, die wir uns gar nicht leisten konnten.

Das ging so lange, bis Gerda es leid war. Allen Widrigkeiten zum Trotz und ihren persönlichen Vorteil abwägend, richtete sie sich im September 1960 mit der Begründung, sie ertrage ihre neurotische Mutter nicht mehr, häuslich bei mir ein.

„Du solltest sie mal sehen, wenn sie richtig in Fahrt kommt!“, klagte sie, während sie ihre Veilchenduft verströmenden Arme um meinen Hals schlang und sich hingebungsvoll an mich schmiegte, dass mir heiß wurde. Ich sah in kummervolle Augen und es brach mir das Herz.

Gerdas Einzug vollzog sich etappenweise. Zuerst stellte sie ihre Lieblingsromane in das Wandregal, das eigentlich meiner medizinischen Fachliteratur vorbehalten war, dann hing ein Großteil ihrer Garderobe mottenfreundlich eng in meinem Kleiderschrank, und in den nachfolgenden drei Wochen traf der Rest all dessen ein, was sie angeblich dringend zum Leben brauchte. Als sie dann noch aus zweiter Hand eine Schlafcouch erstand, war ihr Einzug komplett.

Binnen kurzer Zeit hatte Gerda Tatsachen geschaffen, von denen ich noch gar nicht wusste, ob ich sie in dieser Endgültigkeit haben wollte. Wie zu erwarten, führte die räumliche Beengtheit bald zu ersten Reibereien. Während ich um beruflich voranzukommen abends über meinen Fachbüchern hockte, wollte Gerda Radio hören oder ins Kino gehen. Ich war nie ein hartherziger Mensch gewesen und hatte durchaus Verständnis, dass Gerda ein neues, von der Mutter losgelöstes Leben beginnen wollte. Aber musste sie deshalb gleich mit Sack und Pack bei mir einziehen?

Auf einem unserer abendlichen Spaziergänge im Englischen Garten schlug ich vor, ihr eine hübsche kleine Wohnung zu suchen. Schließlich stünden wir beide beruflich am Anfang und verdienten noch nicht so gut.

„Schau, bevor ich eine Familie gründe, muss ich meine Position in der Praxis festigen, verstehst du?“

„Nein!“, rief sie und zog ihre Hand aus meinem Arm. „Da kann ich auch gleich bei meiner Mutter bleiben. Sie würde mich Tag für Tag bedrängen, wieder zu ihr zu ziehen. Tu mir das nicht an. Bitte!“

Sie hakte sich erneut bei mir unter und bedeutete mir damit, ich solle weitergehen. Doch ich blieb stehen. Ich wollte die Sache jetzt klären.

„Du meinst, wenn du bei mir wohnst, bedrängt sie dich nicht?“

„Jedenfalls nicht in deiner Wohnung und wenn du da bist. Vor studierten Männern hat sie gehörig Respekt. Ach Schatz, wenn du mich liebst, dann lass es, wie es ist. Glaube mir, so ist es am besten!“

Von dieser schlagenden Argumentation habe ich mich überrollen lassen, ungeachtet der Tatsache, dass durch die sonnigen Flure unserer Liebe inzwischen ein kühler Wind fegte und kein Mensch sagen konnte, ob er abflauen oder sich zum Orkan ausweiten würde.

Außerdem gab es noch einen anderen Grund, weshalb ich Gerdas Einzug unschlüssig gegenüberstand. Er hing in meinem Schrank im Schlafzimmer am Ende der Kleiderstange. Er war ziegelrot und aus dickem, matt glänzendem Gummituch. Die knielange Schürze hatte ich vor Jahren in Bonn bei „Gummi-Eich“ gekauft. Die Schürze war jener roten Waschschrürze im Keller der Hamburger Villa zum Verwechseln ähnlich. Das gleiche Rot, die gleichen Metallösen, der gleiche intensive Geruch.

Ich musste damit rechnen, dass Gerda die Schürze irgendwann entdecken und ihre Verwendung in einem Männerhaushalt hinterfragen würde. Natürlich hätte ich sie entfernen können, doch ich wollte und konnte mich von dem mir lieb gewordenen Stück nicht trennen. Ihrer peinlichen Entdeckung vorzubeugen, packte ich die Schürze in einen leeren Schuhkarton, legte ihn auf den Schrank und schob ihn nach hinten. So war er, wenn Gerda das Zimmer betrat, nicht zu sehen.